

Sirenenklänge

Gedanken-, Spruch- und Liedgut des Krieges

*Hasse die Bösen und misstraue allem Fremden,
zweifle niemals an dir selbst und stelle deine Ehre über alles,
halte Kompromisse für Verrat und Entgegenkommen für eine List.*

Si vis pacem para bellum

„Wenn du den Frieden willst, rüste zum Krieg“ haben wir von den alten Römern gelernt. Die Philosophie dahinter: Die anderen müssen Angst vor dir haben, dann tut dir keiner was. Dieses Argument der „Abschreckung“ dient bis heute der Rechtfertigung der (Hoch) Rüstung. Argumentationshilfe bekommt dieses Argument von grausamen geschichtlichen Erfahrungen des Überfallenwerdens (s.u. das Hunnensyndrom).

Die Geschichte zeigt aber auch überdeutlich, dass der Hochgerüstete sich selten mit dem Schutz zufrieden gibt, den seine Waffen versprechen, sondern diese dazu nutzt, sich Vorteile auf Kosten der weniger „Wehrfähigen“ zu verschaffen. Doch das wird von den Machthabern und Regierungen selten offen ausgesprochen; man bekommt fast immer nur das Gerede von der (nationalen) Sicherheit zu hören. „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ (s.u.). „Schlimmer als der Krieg ist die Furcht vor dem Krieg“ sagte Seneca. Wie ist diese irritierende Aussage des römischen Philosophen zu interpretieren? Wenn wir uns vor dem Krieg fürchten, werden die anderen mit uns machen können, was sie wollen, und ihre Ziele gegen uns durchsetzen. Pragmatische Schlussfolgerung: Fürchte dich nicht, aber schüre die Furcht der anderen und nutze sie für deine Ziele!

Ob ein Starker sich damit begnügt, sicher zu sein vor Übergriffen anderer, oder seine Stärke zu Übergriffen auf Schwächere missbraucht, ist eine Frage des Charakters. Das gilt für alle konkurrierenden menschlichen Akteure, Individuen, Kollektive, Clans, Nationen. Was letztere betrifft, so bedürfte es eines unbeschädigten nationalen Selbstbewusstseins ohne Überheblichkeit und Sendungsbewusstsein. Hat je eine starke Nation im unserem Kulturkreis einen solchen Charakter echter innerer Stärke und Souveränität besessen? Vielleicht die USA über längere Strecken im 19. Jahrhundert. Die heutige USA, wirtschaftlich abhängig von den Ressourcen der halben Welt aufgrund ihrer verschwenderischen Lebensform, macht keinen Hehl daraus, dass sie ihre militärische Stärke braucht, damit die anderen nicht wagen; sich der rücksichtslosen Verfolgung amerikanischer Interessen zu widersetzen. Die militärische Stärke, die in der Doktrin der Abschreckung dient, dient in der Praxis der Einschüchterung.

Ähnlich janusköpfig sind auch die Geheimdienste. In offiziellen Verlautbarungen laufen sie unter dem Etikett Sicherheit und Schutz der Bevölkerung, dienen der „Aufklärung“, der „Spionageabwehr“, der Verhinderung von Terroranschlägen, der Gewinnung von notwendigen Nachrichten usw. In der Praxis sind sie in vielen Staaten Repressionsapparate, Organisationen zur Einschüchterung derselben Bevölkerung, die angeblich durch sie geschützt werden soll. In der DDR wurde die STASI offiziell als „Schild und Schwert der Partei“ bezeichnet, worin sich fast so etwas wie Ehrlichkeit zeigte; man gab zu, dass es um mehr als Schutz ging. Der Volksmund sprach drastisch vom „VEB Horch und Greif“.

Lieb Vaterland, magst ruhig sein

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!
Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
Und Aller Augen blitzen hell,
Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
Beschirmt die heil'ge Landesmark.
Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Wo Heldengeister niederschau'n,
Und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Du Rhein bleibst *deutsch* wie meine Brust“.
„Und ob mein Herz im Tode bricht,
Wirst du doch drum ein Welscher nicht;
Reich wie an Wasser deine Flut
Ist Deutschland ja an Heldenblut.

...

Obwohl das Lied von Kriegspathos, Heldenverehrung, Blut- und Todesmystifizierung, nationaler Überheblichkeit nur so strotzt, verkauft es sich als eine Art Wiegenlied fürs Vaterland: Sei unbesorgt und ruhig, denn die Kampfeslust von frommen, starken und todesmutigen Helden behütet dich wie die wachende Mutter das schlafende Kind. Dabei bestand aller Grund zur höchsten Besorgnis und Wachsamkeit gegenüber der tödlichen Gefahr, die durch solches Säbelrasseln heraufzog.

Als 1870 der Deutsch-Französische Krieg ausbrach, wurde dem Lied eine Strophe hinzugefügt, die später im Ersten Weltkrieg Kriegspostkarten zierte:

So führe uns, Du bist bewährt;
In Gottvertrau'n greif' zu dem Schwert,
Hoch Wilhelm! Nieder mit der Brut!
Und tilg' die Schmach mit Feindesblut!

Das berühmte Lied „Die Wacht am Rhein“ aus dem 19. Jahrhundert ist ein schönes Beispiel der „Schutz- und Trutz- Ideologie“ und entlarvt diese in ihrer Verlogenheit und Gefährlichkeit.

Man mag das „romantische Weltbild“, wie es dieses Lied widerspiegelt, als typische Ausgeburt des 19. Jahrhunderts belächeln und heute als gänzlich überholt ansehen, in Wahrheit können wir unser „rationales Weltbild“ nur mit großem persönlichen Mut und politischem Engagement gegenüber den immer wieder dominierenden Vorstellungen behaupten, dass ein Leben in Sicherheit und Freiheit, Wohlstand und Stabilität nicht ohne Blutvergießen zu haben ist. Die rationale Gegenposition lautet, dass unsere Sicherheit und Freiheit und alle anderen Werte für uns nur dann gewonnen und bewahrt werden können, wenn wir sie auch den anderen zubilligen. Dieser Glaube hat es nach wie vor äußerst schwer, eine hinreichend große Zahl von „Sympathisanten“ zu finden, und wird von vielen als verräterisch, feige, ehrlos und naiv diffamiert.

Das Hunnensyndrom

Die Hunnen haben in der zweiten Hälfte des 4. und der erste Hälfte des 5. Jahrhunderts halb Europa in Angst und Schrecken versetzt. Sie verkörperten in ihrer Vorgehensweise und ihren Auswirkungen auf die betroffenen Zeitgenossen rund 80 Jahre lang ein Phänomen, was wir heute als Terrorismus bezeichnen würden. Dass da plötzlich von einem unbekanntem Irgendwo, aus Gebieten, die man nie betreten hatte, massenhaft gut bewaffnete und rücksichtslose Männer, denen man nie etwas getan hatte, über einen hereinbrachen und brandschatzend und massakrierend ganze Landstriche verwüsteten, hat sich tief in das kollektive europäische Gedächtnis eingegraben. Die später (seit dem 8. Jahrhundert, am massivsten zwischen 800 und 1050) immer wieder unberechenbar mit ihren Drachenbooten anlandenden Wikinger, die über die Flüsse bis weit ins Innland raubend und mordend vordrangen, oder die ungarischen Reiterstämme, die im 10. Jahrhundert Mitteleuropa heimsuchten, sind Beispiele für Ereignisse, die in unseren Breiten das Schreckbild des unerwarteten Überfalls verfestigt haben. Der Mongolensturm im 13. Jahrhundert hat diesem Schrecken eine apokalyptische Dimension gegeben. (Für Russland führte er zum Alptraum einer 200 Jahre währenden grausamen Fremdherrschaft, die schwere Traumata im russischen Volk hinterlassen hat, und, so sagt man, den russischen Charakter und die russische Politik bis in die Gegenwart in vielerlei Hinsicht und nicht nur im Blick auf Fragen militärischer Rüstung prägen).

Der Hunneneinfall zeigt wie kaum ein anderes historisches Ereignis, dass man unverschuldet mit Krieg überzogen werden kann, und scheint dazu zu zwingen, immer gewappnet zu sein. Das Hunnentrauma ist gewissermaßen ein Archetyp der geschichtlichen Ereignisse, auf die die politische Rechtfertigung für die Rüstung immer zurückgreifen kann. Jede Weltregion und jede Zeit hat ihre eigenen „Hunnen“. Das „Hunnensyndrom“ ist bis in Gegenwart virulent und wirkungsmächtig, obwohl es heute in einer vielfältig und wechselseitig verflochtenen Welt völlig obsolet geworden ist. Es gibt keine unbekannt und unberührten Gebiete, in denen sich hinter unserem Rücken und ohne unsere Mitwirkung eine tödliche Gefahr für uns zusammenbraut. Und auch die Geschichte liefert eine Überfülle von Anschauungsmaterial dafür, dass Kriege und Gewalt in einem komplexen Wechselspiel entstehen, an dem man selber als Mitspieler schuldhaft beteiligt ist.

Anders als jene terrorisierenden Hunnen, die aus östlichen Steppen über Menschen hereinbrachen, die diese Steppen nie betreten, geschweige denn ihrer Bodenschätze beraubt oder mit Bomben beworfen haben, entsteht der heutige Terrorismus - und es ist hier ganz überwiegend vom islamistischen Terrorismus zu reden - nicht in einer terra incognita.. sondern in Gebieten, die Jahrhunderte lang brutaler Interessenwahrnehmung von Seiten jener ausgeliefert waren und noch sind, die sich heute vor ihm ängstigen und ihn zur Rechtfertigung eines monströsen Sicherheits- und Überwachungsapparates benutzen.

Der Frieden muss bewaffnet sein

Das Gedicht „Der Friedensheld“ von Wilhelm Busch gehörte zum obligatorischen Stoff des Literaturunterrichts in der DDR. Als der Fuchs den Igel auffordert, im Interesse des Friedens seine Stacheln abzulegen, antwortet dieser: *Lass dir erst deine Zähne brechen, dann wollen wir uns weiter sprechen“. Und alsogleich macht er sich rund, schließt seinen dichten Stachelbund und trotzt getrost der ganzen Welt, bewaffnet, doch als Friedensheld.*

Der Igel versinnbildlichte die große „friedliebende Sowjetunion“, die zwar hochgerüstet ist, aber keinen bedroht. Die Stacheln des Igels dienen nur zum Schutz, im Unterschied zu den

Zähnen des Fuchses, Sinnbild des aggressiven amerikanischen Imperialismus. Solange es den gibt, gilt die Parole „Der Frieden muss bewaffnet sein“.

In unzähligen Varianten in den unterschiedlichsten Staaten finden wir die Phrase „Unsere Waffen dienen nur der Verteidigung“. In den USA hält sie auch zur Begründung des Waffenbesitzes der Bürger her. Nach einem erneuten Amoklauf an einer Schule wird der Ruf nach der Bewaffnung aller Lehrer laut und ein Sprecher der Waffenlobby verkündet: “ Ein bewaffneter Böser kann nur durch einen bewaffneten Guten aufgehalten werden“.

Heilige Zwecke?

Der Grundsatz „Der Zweck heiligt die Mittel“ ist unendlich oft in seinen verheerenden Konsequenzen kritisiert und als moralisch haltlos entlarvt und widerlegt worden. Mein Unbehagen gegenüber diesem Spruch beginnt schon früher, indem ich frage, was das eigentlich für Zwecke sind, deren Heiligkeit sich auf die Mittel überträgt und sie, so grässlich und unmenschlich sie auch sein mögen „heiligt“. Anders ausgedrückt: Muss die Kritik nicht damit beginnen, die Vorstellung der Heiligkeit selbst kritisch zu durchleuchten? Eine besondere Heiligkeit wurde immer wieder dem Vaterland zugesprochen, für das zu sterben „süß und ehrenvoll“ sei. (Auf den religionsgeschichtlichen Hintergrund und die Frage, inwieweit die Vorstellung vom „Sterben fürs Vaterland“ auf das archaische Menschenopfer zurückzuführen ist, mit denen man irgendwelche Gottheiten zu besänftigen und sein Schicksal günstig zu beeinflussen hoffte, gehe ich hier nicht ein.)

Dulce et decorum est pro patria mori

Das „Vaterland“ führt wahrscheinlich die Liste der „letzten“, der „heiligen“ Werte an, die erhalten mussten, den Krieg und das Sterben im Krieg politisch zu rechtfertigen. Es ist bemerkenswert, dass die „Heimat“ auf dieser Liste eine eher untergeordnete Rolle spielt. An der „Heimatfront“ schufteten die Frauen, und nach der Heimat sehnten sich die Kriegsmüden und Kriegsgefangenen. Für die Heimat jedoch lassen Kriegsideologen, Politiker und Militärs die Menschen eher selten sterben, dafür umso häufiger „fürs Vaterland“. Das scheint auf den ersten Blick verwunderlich, ist doch die Heimat für die Menschen die wesentlich konkretere, fassbarere erlebte und geliebte Wirklichkeit, während das „Vaterland“ ein ideologisch-politisches Konstrukt ist. Man erkennt das auch sehr schön daran, dass ein „Heimatloser“ als ein echt bedauernswerter Mensch angesehen wird, während ein „vaterlandsloser Geselle“ als ein politisch verdächtiges, moralisch minderwertiges Subjekt gilt.

Man sollte doch meinen, dass sich die Heimat viel besser eignet, die Hingabe bis in den Tod wirkungsvoll zu motivieren. Auf den zweiten Blick ist diese Affinität zwischen dem „Vaterland“ und dem „Sterben für“ jedoch überhaupt nicht verwunderlich. Denn die Vorstellung des „Sterbens für“ ist selbst ein ideologisch-politisches Konstrukt; real ist nur das Sterben, und das ist eine Realität völlig unabhängig von den großen Verdiensten, die man diesem Sterben zuschreibt.

Bemerkenswert ist auch, dass die Soldaten immer nur fürs Vaterland *sterben*. Nie habe ich aus derselben Quelle vernommen, dass die „Helden“ fürs Vaterland erblindeten, Arme oder Beine verloren, zu körperlichen Krüppeln oder seelischen Wracks wurden. Ja, mit „Gefallenen“ kann sich das Vaterland schmücken, mit Krüppeln und „Zitterern“ jedoch ist „kein Staat zu machen“. Aber auch Sterben ist

nicht gleich Sterben. Die Abertausenden, die verhungert sind, weil der Krieg ihre Ernährungsbasis zerstört hat, sind zwar auch Kriegsoffer, aber gewissermaßen Opfer ohne Altar, auf dem sie dargebracht werden; sie sind eben nicht „fürs Vaterland“ verhungert und verdienen keinen geweihten Platz im Gedächtnis der Nation.

Wenn man genauer wissen will, was dieses „für“, das dem Sterben auf dem Schlachtfeld einen Sinn geben soll, eigentlich meint, ist man schnell „am Ende seines Lateins“. Geht es einfach nur um das größtmögliche Loyalitätsbekenntnis, das dem Vaterland erbracht werden kann? Nach dem Motto: „Mein Vaterland ist mir so heilig, dass ich sogar mein Leben für es hergeben *würde*“? Nein, hier geht es um die Rechtfertigung realen tausendfachen Sterbens.

Bedeutet dieses „für“ vielleicht „anstelle“? Eigentlich drohte dem Vaterland der Tod, aber statt seiner sind unzählige opferbereite „Vaterländer“ gestorben und haben ihr Vaterland vor dem Sterben bewahrt? Was für ein Unsinn! Und doch findet sich solcher Un-Sinn in der viel zitierten letzten Strophe des Gedichtes „Tod fürs Vaterland“ von einem unserer größten Dichter, Friedrich Hölderlin:

Und Siegesboten kommen herab: Die Schlacht
Ist unser! Lebe droben, o Vaterland,
Und zähle nicht die Toten! Dir ist,
Liebes! nicht Einer zu viel gefallen.

Entkleidet vom schwülstigen, mystifizierenden Pathos könnte man nüchtern formulieren: Die Soldaten, die auf dem Schlachtfeld ihr Leben einsetzen und sterben, erhöhen die Lebens- und Entwicklungschancen ihres Vaterlandes, indem sie es vor Versklavung und Ausplünderung bewahren oder ihm Zugang zu neuen Ressourcen eröffnen? Das macht schon eher Sinn. Jedenfalls für den Fall des Sieges. So ist auch in dem besagten Hölderlin-Gedicht der Sieg in der Schlacht die Grundvoraussetzung des Ganzen. Was aber, wenn der „Feind“ siegt?! Für was haben dann die vielen ihr Leben geopfert?? Sinnlose Opfer – das ist wohl gerade für die leidtragenden Hinterbliebenen, vor allem für die Mütter der Geopferten eine so unerträgliche Vorstellung, dass sie mit unfassbarer „Unbeirrbarkeit“ an dem „Fürs Vaterland“ festhalten. Niemand hat das Recht, den Glauben zu verhöhnen, den gequälte Herzen brauchen, um weiterleben zu können.

Aus der gleichen Achtung vor dem Leben ist es jedoch politisch geboten, die Verlogenheit des Mythos vom „Sterben fürs Vaterland“ zu entlarven. Was haben denn die zwei Millionen junger Deutschen oder die zwei Millionen junger Russen, die „für ihr Vaterland“ im Ersten Weltkrieg starben, für dieses an Gutem bewirkt? Sie haben den Boden für Faschismus und Stalinismus bereitet, die unsagbares Leid über ihre Eltern und Kinder, Brüdern und Schwestern gebracht haben, vom Zweiten Weltkrieg ganz zu schweigen, der ihr Vaterland in Schutt und Asche legte. Sind dafür die jungen Männer 1914-1918 massenhaft gestorben?? Wie lässt Schiller im „Wallenstein“ die in den Kampf ziehenden Reiter singen? „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein“! Welches und wessen Leben? Ich sehe nur Tod und Elend, die die Soldateska in den Kriegen über lebendige Wesen gebracht hat.

Wenn noch heute englische Nationalisten die in der verlorenen Schlacht von Hastings 1066 umgekommenen Engländer als Helden ehren, die „für ihr Vaterland starben“, so hat dieses „Sterben für“ jeden vernünftigen Bezug zur Realität verloren und ist zum nationalistischen Mystizismus geworden und in nebulöse Verklärung entrückt. Eine Botschaft steckt dennoch darin: Lasst euch nicht verwirren von der Behauptung, in zukünftigen Kriegen gäbe es keine Sieger mehr. Auf den Sieg kommt es nicht an. Das Sterben fürs Vaterland trägt seinen Sinn in sich selbst!

Was die Opfer „fürs Vaterland“ bewirkt haben, ist fast immer das genaue Gegenteil von dem, was erhofft und versprochen wurde. Sie haben die Zukunft des Vaterlandes nicht weiter und offener gemacht, sondern eingengt und verschlossener. Die Opfer binden die Zukunft an die Vergangenheit. Der Vater, der ursprünglich einem Krieg sehr skeptisch gegenüber stand, ist plötzlich bereit, nachdem der erste Sohn das Leben dabei verloren hat, auch noch den zweiten und dritten Sohn für seine Fortsetzung zu opfern, in der Hoffnung, dass der Krieg zu einem Ende gebracht wird, welches dem Tod des ersten Sohnes doch noch einen Sinn gibt. Die zweiten Söhne müssen sterben, damit die ersten nicht umsonst gestorben sind! Opfer bewirken, dass man sich nur sehr schwer von den Fesseln der Vergangenheit befreien und neue Wege einschlagen kann.

Das „Sterben für Vaterland“ hat bei zahllosen Dichtern und Schriftstellern eine anklagende, kritische, ironische, bitterböse, sarkastische Bearbeitung gefunden. Das wohl bekannteste Beispiel ist der 1928 erschienene und 1930 in Amerika verfilmte Antikriegsroman „Im Westen nichts Neues“ von Erich Maria Remarque. Er hat eine Woge von Wut und Hass bei den deutschen Nationalisten ausgelöst. 2013 erschien der Antikriegsroman „Süß und ehrenvoll“ von Avi Primor, dem ehemaligen israelischen Botschafter in Deutschland.

Die große Menge der literarisch wertvollen, menschlich erschütternden Antikriegsliteratur hat es bis zum heutigen Tag nicht vermocht, die Vorstellung vom notwendigen Einsatz des Lebens und der Gewaltanwendung für höhere Zwecke aus der Welt zu schaffen. Noch immer lässt der Aufschrei der Mehrheit auf sich warten.

Die giftige Pflanze des Nationalismus ist noch lange nicht mit Stumpf und Stiel ausgerissen, im Gegenteil, sie scheint heute eher wieder aufzublühen und ihren Samen zu streuen.

Deprimierend, zur Kenntnis nehmen zu müssen, dass sich viele berühmte und brillante Geister, Schriftsteller und große

Naturwissenschaftler, darunter Nobelpreisträger wie Gerhart Hauptmann oder Thomas Mann, Fritz Haber oder Max Planck als wenig widerständig gegen die nationalistische Begeisterung zu Beginn des 1. Weltkrieges erwiesen und sich teilweise sogar mit Wort und Tat in den Dienst des Wahnsinns gestellt haben. Doch es gab auch die, die sich klar distanziert und mit all ihren Kräften gegen den nationalen Wahn und den Krieg gestemmt haben, wie Heinrich Mann, Stephan Zweig, Herrmann Hesse, Arthur Schnitzler, Romain Rolland.

Aber auch die meisten derer, die sich 1914 gegen den Krieg geistig und politisch engagiert haben und ihn zu verhindern trachteten, verweigerten sich praktisch nicht der Verteidigung des Vaterlandes und waren wohl noch meilenweit davon entfernt, sich von der Notwendigkeit, das Vaterland um jeden Preis zu verteidigen zu müssen, innerlich zu distanzieren, und wagten nicht, eine echte pazifistische Alternative gedanklich zu entwickeln. Die Idee der nationalen Pflicht zur Landesverteidigung scheint viel fester und tiefer in unserer Kultur verankert zu sein als alle Abscheu vor dem Krieg. Ich fürchte, das ist auch heute, 100 Jahre später, noch genau so.

„Doch die Verhältnisse, sie sind nicht so“ - der Realist stimmt ein in die Kriegsgesänge

„Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt“. Obwohl die „Realisten“ mit dem Idealismus eines Friedrich Schiller wenig anfangen können, dieses Zitat greifen sie gern auf. Die Vorstellung, sagt der „Realist“, sich in dieser Welt aus allen kriegerischen Handlungen und Gewaltanwendungen heraushalten zu können, ist eine blauäugige Illusion. „Der Mensch ist böse von Jugend an“ steht schon in der Bibel (Gen 28,1). Die Welt ist *nun mal* voller „böser Nachbarn“. Wer da glaubt, durchzukommen, ohne „mit den Wölfen zu heulen“, ist nicht nur naiv, sondern sträflich leichtsinnig. „Unter Schuftten ehrlich zu bleiben, ist sehr gefährlich“, sagte Friedrich II. von Preußen, als er 1740 in Schlesien einfiel. Der Realist sieht die „bösen Nachbarn“ und „Schufte“ allorts und übersieht, dass er selbst für die anderen ein Nachbar ist und entscheiden kann, ob er für sie ein böser oder ein guter Nachbar ist und ob er ehrlich bleibt oder zum Schuft wird. Der Realist hält es sich zugute, dass er „realistisch“ sieht, wie die Welt *nun mal* ist. Und blendet aus, dass er Mitspieler in dieser Welt ist und mitverantwortlich dafür, wie sie ist. Wir wissen, was z.B. dieser eine Mensch, jener Friedrich II. mit seiner Entscheidung von 1740, Schlesien zu annektieren, ausgelöst hat, Der Schritt beschwor den Siebenjährigen Krieg herauf und führte zum Aufstieg Preußens zur europäischen Großmacht, was wiederum dem später entstehenden deutschen Nationalstaat von Anfang an ein militaristisches

Gepräge gab. Man begibt sich zwar ins Gefilde reiner Spekulation, aber trotzdem könnte man sich einmal die Frage stellen, ob nicht die europäische Geschichte friedlicher verlaufen wäre, wenn seinerzeit Friedrich II. nicht als „Schuft“ und Eroberer gehandelt hätte. Eine so weite Linie in die Zukunft zu ziehen mag müßig sein, da eine unübersehbare Vielzahl von Faktoren mitspielt, aber eines steht für mich fest: den Tausenden jungen Männern, die in drei Schlesischen Kriegen ihr Leben verloren oder zu Krüppeln wurden, wäre dieses Schicksal erspart geblieben, hätte Friedrich II. sich 1740 anderes entschieden, wozu er die Freiheit hatte.

Was bei Schiller in schöner Allgemeinheit die „bösen Nachbarn“ sind, wird in den verschiedenen Ideologien zu bestimmten konkreten Feindfiguren. Im Marxismus sind es die „Ausbeuterklasse“, der „Klassenfeind“, die „herrschende Klasse“, die die Völker aufeinander hetzt, die „Imperialisten“ usw. Nehmen wir z.B. das berühmte Brechtgedicht „An die Nachgeborenen“, die um Nachsicht gebeten werden, dass die Kämpfer für die bessere Welt nicht „ohne Gewalt auskommen“ konnten, denn sie lebten „wahrlich in finsternen Zeiten“ voller Hunger, Mord und Krieg: *„Ach, wir, die wir den Boden bereiten wollten für Freundlichkeit, konnten selber nicht freundlich sein“*.

Mir erzählte nach der „Wende“ ein Mann, der einen ziemlich hohen Posten in der DDR innehatte, dass er schon lange von großen Zweifeln geplagt worden sei und die Art und Weise, wie mit Andersdenkenden umgesprungen wurde, verabscheute. Dass er sich aber immer wieder mit dem genannten Brechtzitat beschwichtigt habe.

In der Drei-Groschen-Oper sagt Brecht: „Wir wären gut anstatt so roh, doch die Verhältnisse, sie sind nicht so“. In ihrer je eigenen Tonart und Melodie haben die „Realisten“ in allen Lagern und Systemen das Lied von den Verhältnissen gesungen, die sie zu Handlungen zwingen, die sie eigentlich nicht gutheißen. So beteuerte Adenauer 1957 in der Debatte um die Wiederbewaffnung seine tiefe Verabscheuung des Krieges, um hinzuzufügen, man müsse aber angesichts der Gefahr aus dem Osten „realistisch“ sein.

Für uns heute ist es vor allem der Terrorismus, der uns angeblich nur noch eine einzige Weise der Reaktion lässt. Und selbst manche „freie Geister“, die über den Lagern und Systemen stehen, stimmen in dieses Lied ein: Was bliebe denn anderes übrig, wenn z.B. ein „durchgeknallter Möchtegern“ vom Schlage eines Kim Jong Un über eine hochgerüstete Armee verfügt, als zu versuchen, ihn durch militärische Drohungen in Schranken zu halten? Ja, „Realismus“ fesselt an das „Faktische“ so stark, dass die Faszination des Möglichen verblasst und der Elan erlahmt, nach neuen Handlungsweisen zu suchen. So erweist sich der nüchterne „Realismus“ als hartnäckiger Bundesgenosse der Gewalt und ergänzt ungewollt, aber wirkungsvoll die

glühenden Idealismen, die zur Verteidigung „heiliger Werte“ mit allen Mitteln aufrufen. Dabei sollte doch der Realismus gerade den militärischen Abenteuern entgegentreten und hier das warnende Licht der Skepsis leuchten lassen, anstatt vorzugsweise immer dann zur Stelle zu sein, wenn das Projekt „Frieden schaffen ohne Waffen“ zur Diskussion steht.

Der Realist hält sein Misstrauen für eine Konsequenz aus gemachten Erfahrungen, es ist jedoch mehr eine Ursache für zukünftige Erfahrungen in einem doppelten Sinne: kognitiv und real. Wenn jemand dem guten Wetter misstraut und einen Regenschirm mitnimmt, dann setzt sich der Misstrauische weder eine schwarze Brille auf, die ihm den blauen Himmel verdunkelt, noch zieht sein Regenschirm den Regen an. In der Interaktion zwischen menschlichen Individuen und Gruppen hingegen ist das Misstrauen eine „schwarze Brille“, die das Bild des anderen verdunkelt, das Negative groß und das Positive klein erscheinen lässt. Das Misstrauen erzeugt Feindbilder, Und es zieht das Negative gewissermaßen an, indem es den anderen zu Wut, Trotz, Verärgerung, Verweigerung und seinerseits zu Misstrauen provoziert. Das Misstrauen gegenüber anderen frei handelnden Subjekten ist eine sich selbst erfüllende Prophezeiung. Sie bewirkt, dass der, dem das Misstrauen entgegen schlägt, sich so verhält, dass sich der Misstrauische voll bestätigt fühlt. Mit Feindbildern schafft man sich seine „böse Nachbarn“.

Das Wort „Realität“ leitet sich von dem lateinischen Wort „res“ ab und für den Realisten ist die Welt etwas, was aus Objekten, Dingen, Sachen besteht. Die *Tatsachen* stehen im Fokus seines Interesses. Seine Lieblingsworte heißen „objektiv“, „sachlich“, „realistisch“. Auf den ersten Blick bedeutet „Wirklichkeit“ dasselbe wie „Realität“, aber doch verrät es einen ganz anderen Blickwinkel auf die Welt und das Leben, wenn man dem Wort „Wirklichkeit“ den Vorzug gibt. „Wirkungen“ gehen nicht nur von den res aus, sondern auch von unseren Worten, Gedanken, Hoffnungen und Ängsten, Träumen usw.

Der Krieg ist der Vater aller Dinge

Neben den „heiligen Werten“, die alle Mittel rechtfertigen, und dem „Realismus“, der uns trotz aller guter Absichten zur Einsicht zwingt, dass man, so leid es einem auch tut, das Mittel der „Gewalt“ in den „finsternen Zeiten“, in denen wir leben, nicht ausschließen kann, gibt es noch ein drittes großes Pro-Kriegs-Klischee, das sich hartnäckig hält: die Vorstellung von der „kreativen Zerstörung“. Kaum ein Mensch, der einmal das Wort des griechischen Philosophen Heraklit gehört hat, dass „der Krieg der Vater aller Dinge“ sei, bei dem dieser „Wurm“ nicht im Kopf stecken bleibt und in irgendeiner Gehirnwindung sein Unwesen treibt. Man muss sich dazu nicht die offene Ideologisierung des Krieges im Sinne eines Ernst Jünger zueigen machen, der

den Krieg als „schöpferische Kraft“, als „Stahlgewitter“ sieht, das die Gesellschaft von Dekadenz und fauler Selbstgefälligkeit reinigt. Normalerweise ist dieser „Wurm“ eher lichtscheu und wirkt unterschwellig und weniger spektakulär durch seine Einflüsterungen: Wer hätte noch nicht von Städten gehört, die schöner und prächtiger wieder aufgebaut worden seien, nachdem ein Krieg sie in Schutt und Asche gelegt hat? Nicht von den großen ökonomischen und kulturellen Aufschwüngen nach grausamen Kriegen und blutigen Eroberungen? Den Einflüsterungen dieses Wurmes kann man sich schwer entziehen. „Es gibt nichts Böses, das nicht auch sein Gutes hat“. „Fortschritt gibt es nicht ohne die durchaus schmerzhaften Zerstörungen des Alten, von lieb gewordenen Gewohnheiten, vertrauten schönen Traditionen, überkommenen Orientierungen, Sicherheiten, sozialen Errungenschaften usw.“ Auch von Menschenleben??

In dem Filmklassiker „Der Dritte Mann“ von 1949 rechtfertigt sich der gewissenlose „Held“, der im Nachkriegswien mit knappen Antibiotika seine Geschäfte macht und dabei den Tod zahlloser Kinder in Kauf nimmt, gegenüber seinem entsetzten Freund genau mit diesem Klischee: „Denk dran, was Mussolini gesagt hat: In den dreißig Jahren unter den Borgias hat es nur Krieg gegeben, Mord und Blut, aber dafür gab es Michelangelo, Leonardo da Vinci und die Renaissance. In der Schweiz herrschte brüderliche Liebe, fünfhundert Jahre Demokratie und Frieden. Und was haben wir davon? Die Kuckucksuhr!“

Alle Kriegsgesänge werden von einer monotonen grauen Stimme untermalt: „Kriege hat es immer gegeben – Kriege wird es immer geben“.